

Dinge, wofür man lebt

Stewart O’Nan: „Emily, allein“, Rowohlt-TaschenbuchVerlag. Reinbek 2013

Die Figuren Stewart O’Nans glänzen in der Regel nicht durch Brillanz, noch beeindruckt Sie mit Extravaganz oder exzentrischer Attitude. Vielmehr hat sich O’Nan um das Schicksal der Unauffälligen, eher Verschwiegenen verdient gemacht. Durchschnittsmenschen, zu denen keiner gerne zählt. In dem Roman „Emily, allein“ (2011, dt. 2012) ist es eine Achtzigjährige und damit ebensowenig dem Personal zugehörig, das gewöhnlich unsere Bestseller bevölkert. Umso bemerkenswerter Empathie und Achtsamkeit, die O’Nan seinen Figuren angedeihen lässt. Es scheint der Blick eines von der Allliebe Beseelten, der hier die Leuchtkraft und Luzidität seiner Figuren ins rechte Licht zu rücken versteht und die zu Wort kommen lässt, die sonst niemand erhört. Denen Kontur verleihend, die sonst keiner wahrnimmt.

Die Geschichte der 80jährigen Emily mag tausenden anderen, ähnlichen gleichen. Doch wir erleben die betagte Protagonistin in ihrer Einzigartigkeit, die einen Facettenreichtum an teils winzigen, jedoch umso wirksameren Entwicklungsschritten offenbart. Im klaren Bewusstsein etwa, ‚dem Tod entgegenzugehen‘, gewinnt Emily offenbar eine neue Freiheit: „...ja, schön und gut, das galt für sie alle. Wenn Dr. Sayd glaubte, sie sei deshalb am Boden zerstört, zeigte das nur, wie jung er noch war.“ Initiiert durch den Zusammenbruch ihrer Schwägerin Arlene, die bisher den Kleinwagen chauffierte und ihnen manchen Ausflug ermöglichte, überwindet sie notgedrungen ihre Angst vor dem Autofahren und wagt sich wieder ans Steuer. Im Zuge dessen unterzieht sich Emily einem überraschenden Wandel. Hin zu mehr Autonomie und damit hin zu mancher Freude, die das Dasein zu bieten hat. ‚Dinge, wofür man lebt‘. Die Besuche im Krankenhaus verschaffen ihr den sozialen Bezug, der ihr gefehlt hat und der sie jetzt geradezu ‚begeistert‘, „so wie sie sich beim Fahren wieder erstaunlich lebendig fühlte, als Teil eines größeren Zusammenhangs.“ Mit erfrischendem Realitätssinn nimmt sie etwa, sich auf die Thanksgivingfeier im Club vorbereitend, die altersbedingten Blessuren in Augenschein: „Der Lichtschein vom Frisiertisch war gnadenlos. Die Vertiefungen unter ihren Augen waren runzlig, fast lichtdurchlässig, lila wie Blutergüsse. Um ihren Mund zogen sich tiefe Falten...“ Sinn für Selbstironie lässt sie durchblicken, wenn sie sich mockiert, als ‚das Gespräch sich Stürzen zuwendet‘, „einem Lieblingsthema...“ Das stets zu Beschönigung neigende Schwelgen in Erinnerungen an das ausgefüllte Leben von früher relativiert sich schnell beim Gedanken an Tochter Margaret, „...in Wahrheit war vieles ein Kampf gewesen, noch längst nicht vorbei...‘ Statt des Ungetüms von einem Auto ihres verstorbenen Mannes, kauft sie sich schließlich, nicht ohne erhebliche Skrupel, doch den ins Auge gefassten modernen komfortablen Kleinwagen. Skrupel, die von ihrer Umgebung durchaus genährt werden. Nichtsdestotrotz genießt sie all die Annehmlichkeiten, einschließlich der Stereoanlage, die besser ist als ihre alte zuhause. Oder die Freude, wenn im Winter der erste Schnee fällt, wo ‚sie die kindliche Hoffnung hegte‘, „es würde nicht aufhören zu schneien. Jedes Mal, wenn sie aufschaute, empfand sie den Anblick als Glück.“

Gegen Ende des Romans die hellsichtige Erwägung: „Vielleicht hatte Emily (...) so lange gelebt, dass sie an alle, die ihr nahestanden, mit hilfloser Zärtlichkeit dachte und eingesehen hatte, dass das Leben schwer war und die Menschen ihr Bestes taten.“

Aber lesen Sie selbst, lesen Sie wohl!

Unser herzlicher Dank für ein Rezensionsexemplar gilt dem Rowohlt-Taschenbuch-Verlag!